

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 19 (1943-1944)

Heft: 51

Artikel: Vor 500 Jahren : Schlacht bei St. Jakob an der Birs

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

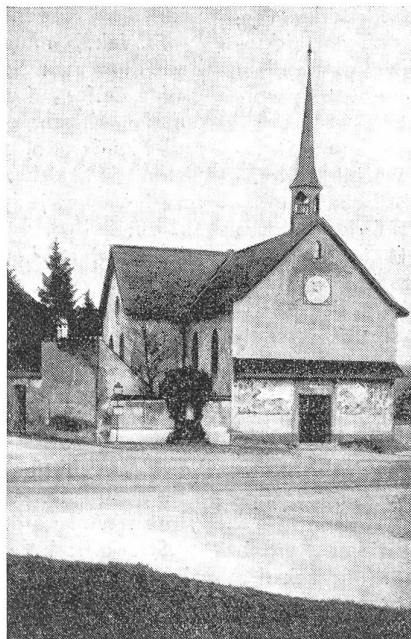
Vor 500 Jahren: Schlacht bei St. Jakob an der Birs



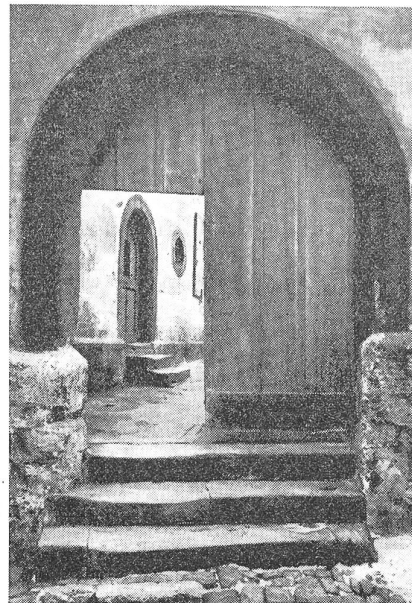
Unsere vaterländischen Gedenktage sind nicht dazu da, daß das Schweizervolk sich sonne im Ruhme seiner Vorfahren und in eitler Selbstüberhebung ausruhe auf den Lorbeeren, die sich die alten Eidgenossen am Morgarten, bei Sempach und bei St. Jakob an der Birs geholt haben. Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum, der sich gerade in unsern Tagen bitter rächen müßte. Wohl dürfen und sollen wir uns in stolzer Freude und mit tiefer Dankbarkeit der Taten unserer Väter erinnern, aber damit soll es nicht sein Bewenden haben, wir müssen tiefer schürfen und die Erinnerung so zu gestalten suchen, daß sie fortwirkt als lebendige und immer neu schaffende Kraft. In erster Linie ist es notwendig, daß wir erkennen, wie alles, was groß ist in unserer Vergangenheit, nicht einem überheblichen Kriegsprotz zuzuschreiben ist, sondern, daß es seinen Ursprung dem Geiste der Freiheit verdankt, von dem unsere Ahnen erfüllt und so mächtig durchdrungen waren, wie kein anderes Volk ihrer Zeit. «Die Freiheit, nicht der Ruhm, war in ihren besten Tagen das treibende Element der Eidgenossen. Möchte sie auch in aller Zukunft ihr Leitstern sein!» Sodann soll uns immer wieder offenbar werden, daß zwei eng miteinander verbundene Kräfte unser Staatswesen geformt und weiter entwickelt haben: göttliche Bewahrung und menschliche Bewahrung. Daran wollen wir denken, wenn wir den Tag festlich begehen, der sich am 26. August 1944 zum 500. Male jährt «und der gleich einem hellen Stern aus nachtdunkler Zeit in die Düsternis der Gegenwart hineinstrahlt: St. Jakob an der Birs».

Am Erbstreit um die Hinterlassenschaft des letzten Grafen von Toggenburg entzündete sich im Jahre 1436 jener unglückselige, erste eidgenössische Bruderkrieg zwischen den Ständen Zürich und Schwyz, der volle vierzehn Jahre lang nicht nur diese beiden Orte, sondern auch die übrige Eidgenos-

senschaft, ja selbst das benachbarte Ausland in Atem hielt und mehrmals den eidgenössischen Bund zu sprengen drohte. Trotz seiner Macht hielt es Graf Friedrich VII. von Toggenburg für vorteilhaft, mit seinen schweizerischen Nachbarn gute Freundschaft zu pflegen. Daher ließ er sich in Zürich als «Bürger» und hernach auch in Schwyz als «Landmann» aufnehmen und machte, da er selbst kinderlos und ohne nahe Erben war, beiden Orten Hoffnung auf Stücke aus seiner Hinterlassenschaft. Beide strebten vor allem nach dem Besitz der Landschaften an der Linth und am Walensee. Zürich, um die wichtige Handelsstraße nach Chur in seine Gewalt zu bringen, Schwyz, weil es sich nur nach dieser Seite hin vergrößern konnte. Beide Orte liefen sich in ihrer Ländergier so sehr hinreißen, daß sie darob alle eidgenössische Rücksicht und Treue gegeneinander vergaßen. Wohl suchten die übrigen Eidgenossen zwischen den sich streitenden Brüdern zu vermitteln und die Angelegenheit durch das eidgenössische Schiedsgericht in Einsiedeln zu schlichten. Doch alle ihre Bemühungen zur friedlichen Beilegung des Streites scheiterten an der Starrköpfigkeit des hochfahrenden Bürgermeisters Rudolf Stüßi von Zürich, der in dem schlauen Landammann Itäl Reding von Schwyz einen ihm ebenbürtigen Partner fand. Eine von Zürich gegen Schwyz verhängte Lebensmittelsperre brachte den Streit zum offenen Ausbruch. Die übrigen Eidgenossen stellten sich einmütig



Die historische Kapelle bei St. Jakob an der Birs.



Durchblick zum Keller, woselbst nach der Schlacht 99 Eidgenossen erstickt vorgefunden wurden.

auf die Seite von Schwyz, das den Zürchern in einem ersten Kampfe die «Höfe» Pfäffikon, Wollerau, Hurden und Ufenau wegnahm. Dieser Gebietsverlust brannte den Zürchern in der Seele. Da sie auferstanden waren, sich aus eigener Kraft zu rächen, scheuten ihre Lenker nicht vor dem Gedanken zurück, beim Erbfeind der Eidgenossenschaft Hilfe zu suchen, bei Oesterreich. Umsonst erhoben die Eidgenossen, wie auch redlich gesinnte Männer im Rate und in der Bürgerschaft von Zürich ihre warnende Stimme gegen solchen Verrat an den Eidgenossen.

Die Leidenschaft siegte und das Verhängnis nahm seinen Fortgang. Der Bruderkrieg flammte zu voller Höhe auf. Nach dem Treffen von St. Jakob an der Sihl, in welchem Bürgermeister Stüßi den Tod fand, traten die Eidgenossen zu einem großangelegten Schlichtungsversuch in Baden zusammen, der aber neuerdings scheiterte. Es folgte die unglückselige Bluttat von Greifensee, «schrecklich die uralte Erfahrungstatsache bestätigend, daß kein Haß dem Haß feindlicher Brüder gleichkommt». Einen Monat später holten die Eidgenossen zu einem Hauptschlage aus, indem sie die durch den kriegsgeübten schwäbischen Ritter Hans von Rechberg verteidigte Stadt Zürich mit einem Heere von 20 000 Mann von allen Seiten einschlossen und so die abtrünnige Stadt auf die Knie zu zwingen hofften. Doch das Geschütz der Belagerer tat wenig Schaden und wurde von den Mauern und Türmen kräftig erwidert. Als die

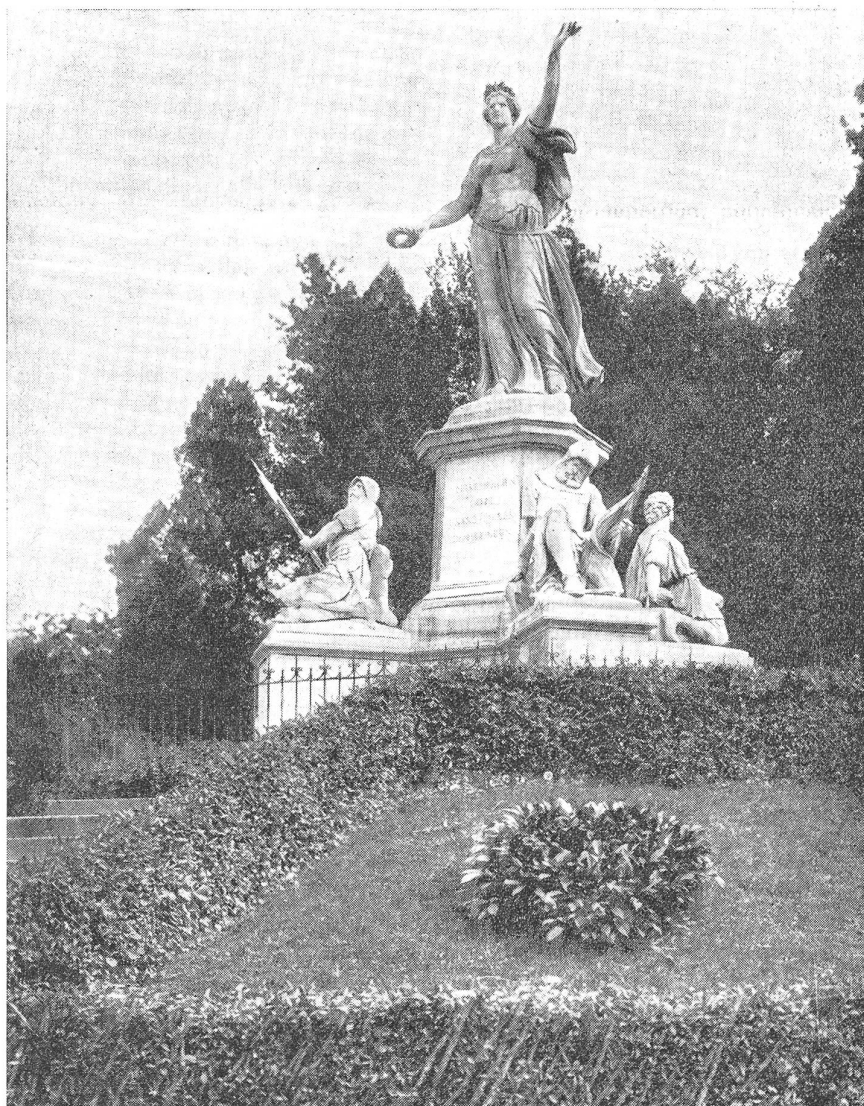
Eidgenossen einen Sturm versuchten, warfen die Zürcher Töpfe mit Kalk auf sie herab und trieben sie unter starken Verlusten zurück. Schon dauerte die Belagerung erfolglos zwei Monate, als eine unerwartete Unglücksbotschaft eintraf und eine neue Macht den Krieg ausweitete und ihm eine unvorhergesehene Wendung gab.

Kaiser Friedrich III., ein träger, kraftloser Herrscher, hatte bis dahin für seine Verbündeten so gut wie nichts getan. Wohl bot er die Fürsten und Städte seines Reiches gegen die Eidgenossen auf, aber sie lehnten jede Teilnahme am Kriege ab, da derselbe nur Zürich und Oesterreich angehe. Da trug der Kaiser kein Bedenken, fremde Heerscharen ins Reich zu rufen und wandte sich zu diesem Zweck an König Karl VII. von Frankreich um Hilfe, der ihm nur allzu gerne willfahrte. Ein langer Krieg gegen England hatte nämlich Frankreich mit zahllosen Söldnerbanden angefüllt, welche größtenteils von



Der letzte Ausfall. Nach dem Gemälde von Th. Rocholl.

Phot. W. Gallas, Zürich.

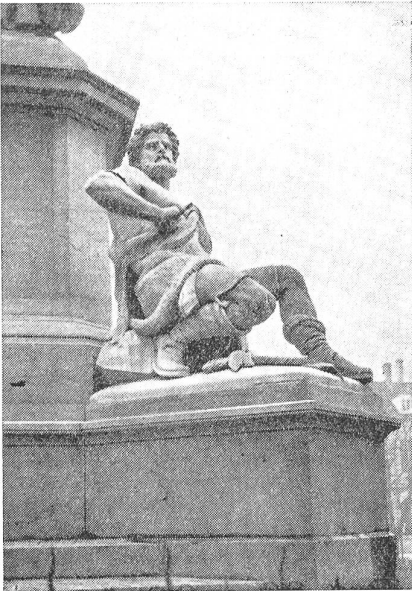


Das St.-Jakob-Denkmal.

Bildhauer Ferdinand Schlöth.

Erpressung und Raub lebten und vom Volke wegen ihrer Grausamkeit und Habgier nur die «Schinder» genannt wurden. Nach einem frühern Führer, dem Grafen von Armagnac, hieß man sie auch «Armagnaken». Gerade damals wurde ein Waffenstillstand zwischen den Franzosen und den Engländern geschlossen, und Karl VII., froh, dieses zuchtlose Kriegsvolk loszuwerden, befahl seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig, statt der verlangten 5000, wie sie der Kaiser gewünscht, gleich 40 000 Mann nach Deutschland zu führen. Zugleich hoffte der Franzosenkönig, auf diesem Kriegszug an den Rhein auch die politisch, wirtschaftlich und strategisch gleich wichtige Stadt Basel für sein Reich zu gewinnen.

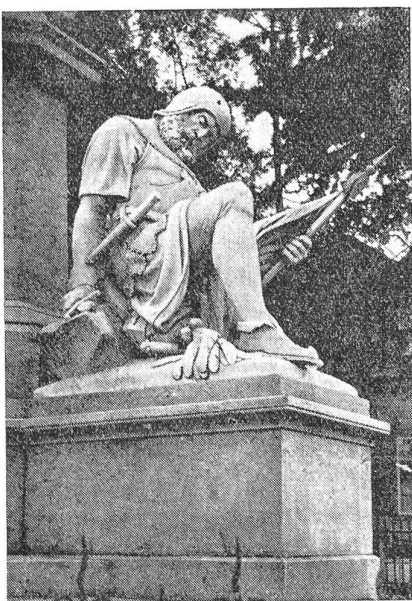
Um dem Armagnakenheer den Weg nach Zürich freizulegen, überfiel am frühen Morgen des 30. Juli Thomas von Falkenstein im Auftrage des österreichischen Stadthauptmanns von Zürich, Hans von Rechberg, das bernische Aaresdörfchen Brugg und ließ es in Flammen aufgehen. Rasch herbeigeeilte eidgenössische Truppen unter Heinrich von Bubenberg bemächtigten sich aber bald wieder des wichtigen Aareübergangs und legten sich dann vor das Falkensteinische Schloß Farnsburg, um einmal den Falkensteiner für seine Treulosigkeit zu bestrafen — er hatte mit Bern im Burgrecht gestanden — und zudem von hier aus den gegen Zürich vorrückenden Feind in der Flanke fassen zu können. Schon drohten die 1500 Berner und Solothurner der Besatzung der Farnsburg das gleiche Schicksal zu bereiten wie derjenigen von Greifensee, als sie von dem Anrücken der Armagnaken gegen Basel Kunde erhielten. Ein Gerücht sprach



Krieger, einen Pfeil aus dem Leibe ziehend.

geringschätzig von einem Haufen «nakend Volk», während andere Meldungen in übertriebener Weise von 50 000 wohlbewaffneten Reisingen zu berichten wußten. Um über die Absicht und die Stärke des Feindes ins klare zu kommen, vielleicht auch, um dem langweiligen Festungskrieg zu entinnen, wurde vom Kriegsrat vor Farnsburg beschlossen, einen Streifzug gegen die welschen Feinde zu unternehmen.

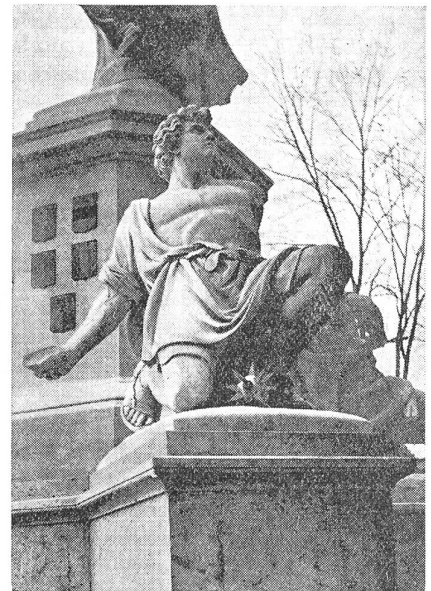
Unter dem Befehl des Berners Hans Matter brachen in der Nacht des 25. August 1300 Mann aus allen sieben Orten, aus Solothurn und Neuenburg auf, mit dem strengen Befehl, nur aufzuklären und auf keinen Fall die Birs zu überschreiten. Zu Liestal schlossen sich diesem «Beobachtungskorps» noch 200 bewaffnete Basler unter Hauptmann Sevogel an, Zwei Neuenburger Chor-



Sterbender Bannerträger.

herren, welche aus Furcht vor den Armagnaken das in Basel tagende Konzil verlassen hatten, brachten Kunde von der furchtbaren Macht des Feindes. Da soll ihnen einer der eidgenössischen Hauptleute das bekannte Wort entgegengeschleudert haben: «So befehlen wir unsere Seelen Gott und unsere Leiber den Feinden!» Am folgenden Morgen zogen die Eidgenossen gegen Pratteln, wo sie mit leichter Mühe eine feindliche Vorhut von etwa hundert Reitern in die Flucht jagten. Im weitem Vordringen gegen Muttenz trafen sie auf die nach Tausenden zählende Vorhut der Armagnaken, die sie in voller Schlachfordnung erwartete. Felsen gleich hielt die kleine Schar den Anprall des ansprengenden Reitergeschwaders aus und brachte sie nach heftigem Kampfe zum Weichen. Im Hochgefühl des leicht errungenen Sieges verlangte die siegestrunkene Mannschaft, daß die Hauptleute sie zu neuem Kampf und Sieg über die Birs führen sollten. Umsonst erinnerten diese an die erhaltenen Befehle, den Fluß nicht zu überschreiten, umsonst war die Warnung eines Basler Boten vor weiterem Vordringen. «Es half nüt, sy wolltent nüt folgen.» Der Bote von Basel wurde als Verräter niedergemacht und «muotbrünstig, wild, frölich und wolgemuot», Löwen gleich, die Blut geleckt haben, stürmten die Eidgenossen morgens um 8 Uhr über die unverteidigte Birsbrücke und betraten das weite Feld vor den Toren der Stadt Basel, wo sie auf die feindl. Hauptmacht trafen.

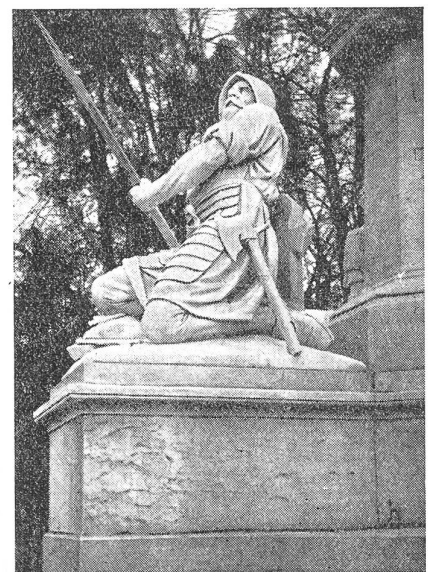
Zu spät erkannten die Tollkühnen, daß ihnen in der Gegend von Gundoldingen die gesamte Streitmacht der Armagnaken wohlgeordnet und zum Angriff bereit gegenüberstand. Mit Spieß und Halbarte bewaffnet begannen die Eidgenossen den ungleichen Kampf und hielten vier Stunden lang einer wohl fünfzehnfachen Uebermacht tapfer stand. Als die Basler von ihren Türmen dem Beginn des Kampfes zusahen, brannten sie vor Begierde, ihren Verbündeten zu Hilfe zu eilen und rückten mit dem Banner aus den Toren. Doch bevor sie an den Feind kamen, erhielten sie Kunde, daß eine Abteilung Armagnaken und eine Schar Oesterreicher unter Hans von Rechberg in ihrem Rücken die entblößte Stadt zu überfallen drohe, weshalb sie sich mit blutendem Herzen zur Umkehr entschlossen. Dennoch verzagten die Eidgenossen nicht. Stundenlang schlugen sie weiter alle Angriffe der welschen Ritter zurück. Aber während der Tod ihre Reihen lichtete, während ihre Arme vom unausgesetzten Kampfe zu ermatten begannen, führte der Feind stets neue Scharen gegen sie heran. Um Mittag endlich, da keine Hoffnung



«Da frifz eine der Rosen!»

auf Sieg mehr war, entschlossen sich die Tapferen zum Rückzug, der ihnen jedoch allerseits abgeschnitten war. Da blieb ihnen nichts übrig, als in dem ummauerten Garten des einsam im Felde stehenden Siechenhauses St. Jakob, welches den Aussätzigen zum Aufenthalt diente, vor der feindlichen Reiterei, die von allen Seiten her auf sie einstürmte, Schutz zu suchen. Hier erfüllte sich nun während weiterer furchtbarer Stunden jenes Drama, das zu schildern Worte nicht ausreichen, und von dem man erzählen wird, so lange es eine Geschichte gibt.

Weit und breit aber hatte der ruhmvolle Kampf der Helden von St. Jakob einen gewaltigen Eindruck gemacht. Die französischen Sieger anerkannten unverhohlen die beispiellose Tapferkeit



Krieger in Abwehrstellung gegen den anstürmenden Feind.

ihrer Gegner. In der Umgebung des Kaisers sprach man mit Hochachtung von den Schweizern. Unter den Schriftstellern der damaligen Zeit äußerte sich ganz besonders der spätere Papst Aeneas Sylvius voller Bewunderung über die Taten der Eidgenossen und faßte seine Eindrücke in dem berühmt gewordenen Wort zusammen: «Nicht besiegt, sondern vom Siegen müde, sanken die Schweizer mitten unter den gewaltigen Haufen des Feindes zusammen.» Und der «Telfin», der französische Kronprinz, soll weinend ausgerufen haben: «Ich wollt, daß sie noch lebend, daß kein Eidgenosß erslagen wäre!» Selbst Felix Hemmerli, der zürcherische Gelehrte, der mit seiner bösen Zunge zu der leidenschaftlichen Stimmung in Zürich so viel beigetragen hatte, konnte nicht umhin, sie als «die glänzendsten und gewaltigsten Krieger» zu bezeichnen. Der Franzosenkönig aber verzichtete auf die Fortsetzung des Krieges und war fortan bemüht, mit dem Volke, das solche Helden sein eigen nannte, in Frieden und Freundschaft zu leben.

Die Nachricht vom Opfertod der Helden von St. Jakob wurde in der Eidgenossenschaft mit geteilten Gefühlen aufgenommen. Während die Kunde in dem belagerten Zürich begreiflicher Weise mit Jubel empfangen wurde und eine Stunde lang sämtliche Glocken läuteten, schrieben einige Wochen nach der Schlacht die in Bern versammelten Tagsatzungsabgeordneten an eine befreundete deutsche Stadt: «... doch rüwent uns die unsern vil dester minder, sider das si redlichen bestanden und an keiner flucht erstochen sint, und das si sich einen langen summer-tag gegen Iren vigenden (gegen ihre Feinde) so redlichen gewert hant ...» Mit diesen Worten bekannten sich die damaligen Vertreter der eidgenössischen Stände vorbehaltlos zum Geist von St. Jakob, jenem «Geist der Hingabe bis zum letzten, der uns befähigt,

in Tod und Grauen, ja selbst im Angesicht der Niederlage, standzuhalten und unsere Pflicht zu tun». (Frick.)

Es ist schon öfters die Frage aufgefaucht, welches die eigentlichen Beweggründe waren, die das Häuflein Eidgenossen entgegen der erhaltenen Befehle über die Birs gefrießen und trotz der offenkundigen Uebermacht des Feindes sie den zum voraus aussichtslosen Kampf hat aufnehmen lassen. In Beantwortung dieser nicht ohne weiteres zu beantwortenden Frage ist mehrfach eine starke Betonung auf das zügellose Temperament und die Rauflust der Schweizer gelegt worden, wozu sogleich beigefügt werden muß, daß diese Annahme weder schriftlich noch viel weniger mündlich belegt werden kann. Den richtigen Standpunkt hat wohl Alt-Bundesrat Oberst Emil Frey in seinem Werk «Kriegstaten der Schweizer» eingenommen, wenn er sagt: «... allein die Geschichte darf es nicht gelten lassen, daß die wilde Begierde zum Kampfe allein oder auch nur in erster Linie den Ausschlag soll gegeben haben. Gewiß schreckten die Eidgenossen vor keinem Kampf zurück. Der Mutige liebt die Gefahr und sie waren die Mutigsten unter den Mutigen und die Meister des Krieges. Allein das erklärt nicht das unerhörte Wagnis. Das innerste Motiv lag tiefer. In der Eidgenossenschaft lebte ein Staatsgedanke, klar erkannt von dem Geringsten und festgewurzelt in jeder Brust: die Verteidigung der Freiheit und der Unabhängigkeit um jeden Preis und Krieg jedem frechen Eindringling! Jene fünfzehnhundert einfachen Männer sahen die Gefahr, die dem Lande drohte, riesengroß stand sie vor ihren Augen. Das entschied, nicht die Rauflust war es. Den Nachkommen jener Helden zumal ist es erlaubt, jede andere Deutung mit Entrüstung zu verwerfen.»

Zur Erinnerung an die große Waffentat wurde im Jahre 1872 ein würdiges Denkmal erstellt, ein Kunstwerk des

Basler Bildhauers Ferd. Schlöth, dem die Schweiz auch das Winkelrieddenkmal in Stans verdankt. Als Inschrift prangt auf der Vorderseite der Wandspruch der Helden: Unsere Seelen Gott — Unsere Leiber den Feinden! Auf dem Fundament, der Kreuzesform, dem Symbol unseres Christenglaubens und unserer Eidgenossenschaft, erheben sich vier Heldengestalten: Der Ritter, der Kriegsknecht, der Schütze und der Steinschleuderer und in ihrer Mitte die Helvetia. Wir sehen in ihnen dargestellt den edlen Führer, auf des Feindes Waffen zusammensinkend, das Schwert zerbrochen, das Banner noch hochhaltend in sterbender Hand. Ihm gegenüber den wettergehärteten, alten Krieger mit wallendem Bart, auf den Knien noch schützend den heiligen Boden des Friedhofes von St. Jakob. Der kräftige Schütze zieht, den Schmerz überwindend, aus der offenen Brust den Pfeil und ist entschlossen, zu guter Letzt noch die gespannte Armbrust abzudrücken, während der Hirtenknabe mit klaffender Wunde den Stein aufrafft, den Uebermut zu strafen, um dann die Seele auszuhuchen. Von den Alpen herniedereilend, tritt die freie Tochter Helvetia in ihre Mitte und reicht den kämpfenden Söhnen den Siegeskranz. Dankbaren, trauernden Blickes ruft sie den Segen des Himmels auf das getretete Vaterland herab.

«Nehmt hin den Kranz!
Vom höchsten Gipfel Alpenrosen
drin,
Wie euer Herzblut rot,
Und Edelweiß, den bleichen Schläfen
gleich!
Nie wird er welk!
In Gnaden sah der Herr das Opfer
an,
Und ewig drum allhier ist heil'ges
Land!
Schlaft wohl, vom Siegen müd,
Doch unbesiegt!
Schlaft wohl! Schlaft wohl!»

R. Sch.

Kriegsberichterstattung von einst

Zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht von St. Jakob an der Birs

Die Menschen sind neugierig und möchten am liebsten das Neueste von übermorgen wissen. Das war immer so und vielleicht sind wir Schweizer am neugierigsten, sonst hätten wir nicht so viele Zeitungen. Dabei ist es erstaunlich, wie rasch heute Nachrichten von Konflikten, Kämpfen und Schlachten den Weg in die Presse finden, mögen sie sich in noch so weiter Entfernung abspielen. Wenn die wehrhaften Mannen in den Krieg zogen, dann hat es die zurückgebliebenen Verwandten je und je brennend interessiert, wo sich

der Vater oder Sohn aufhielt und ob den eigenen Waffen Erfolge beschieden seien oder nicht. Freilich war im Altertum und Mittelalter die Kriegsberichterstattung nicht so prompt wie heute, viele Feldherren schrieben ihre Kriegsberichte erst nach Beendigung der Feldzüge und nicht immer überbrachte ein Marathonläufer innert weniger Stunden Siegesnachrichten. Das Mittelalter, gekennzeichnet durch seine zahlreichen Kriege, weist so spärliche Kriegsberichterstattungen auf wie die Kriege häufig waren. Wohl gab es stets

Chronisten, die einzelne Ereignisse aufzeichneten. Wir erinnern da nur an den nachmaligen Papst Pius II., Aeneas Sylvio Piccolomini, der während des Basler Konzils in den Mauern der Rheinstadt weilte, sich jedoch während der Schlacht von St. Jakob an der Birs vor deren Toren gerade in Nürnberg befand. Dennoch haben wir aus seiner Hand einen der besten Berichte über den Verlauf der Schlacht. Er war es auch, der den schönen Satz prägte «non tamen victi quam vincendo fessi» — nicht besiegt, doch vom Siegen er-